

# DIE FACKEL

Nr. 162

WIEN, 19. MAI 1904

VI. JAHR

## KONZESSIONIERTE SCHNÜFFLER

Die Ministerien des Handels und des Innern kamen zu der Erkenntnis: »Es hat sich ergeben, daß die Tätigkeit mancher dieser Unternehmungen Mißstände und insbesondere sehr bedauerliche Eingriffe in das Privat- und Familienleben hervorgerufen hat, durch die nicht nur jene, die die Tätigkeit derartiger Institute in Anspruch nahmen, sondern auch dritte Personen folgenschwere, ja mitunter geradezu verhängnisvolle Schädigungen ihrer Interessen zu beklagen hatten.« Und die Ministerien zogen die Konsequenz aus solcher Erkenntnis und verboten die Privatdetektivbüros? Nein, sie erhoben sie zum Range eines konzessionierten Gewerbes. Der Staat, der die Prostitution für der Übel schlimmstes erklärt, erteilt die Befugnis zu ihrer Ausübung. Aber die Prostitution verletzt kein Rechtsgut, während die Ausübung des Detektivhandwerks eine permanente Bedrohung der Sicherheit darstellt. Wenn die Unsittlichkeit den Befähigungsnachweis erbringen kann, mag sie bestehen bleiben. Ihr schadet das bißchen Bevormundung nicht, und den guten Staat macht's glücklich. So ward denn die Schnüffelei ein konzessioniertes Gewerbe. Nur »vollkommen verlässliche, unbescholtene Personen« werden sie betreiben dürfen. Ist's nicht, als ob die Polizei, die Lizenzen für Prostitution ausgibt, von ihren Bewerberinnen ein tadelloses Vorleben verlangte? Die sogenannte Sicherheitsbehörde hat längst die Konzessionierung der Privatdetektivbüros empfohlen. Offenbar aus Dankbarkeit für die Hilfe beim Aufspüren von Verbrechen, die manch einem Polizeirat zur Beförderung verhalf und manch einem *Privatdetektiv* die sorglose Ausübung der unsaubersten Praktiken ermöglichte. Nun hat der alte Geheimbund seine öffentliche Sanktion erhalten, und die Bedrohung des Privatlebens der Staatsbürger ist jener Konzessionspflicht unterworfen, die in Wirklichkeit ein Recht, jenem scheinbaren Zwang, der die Freiheit für die Schnüffler bedeutet, die ihn auf sich nehmen. Wenn »Gebärdenspäher und Geschichtenträger des Übels mehr in dieser Welt getan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten«, so werden sie sich von nun an auf ihr Patent berufen können. »Bewerber um eine Konzession«, so heißt es in jener prächtigen Verordnung, »haben in ihrem Ansuchen genau zu bezeichnen, welches Gebiet und welche Tätigkeit sie zum Gegenstande ihres Geschäftsbetriebes zu machen beabsichtigen. Ausgeschlossen ist alles, was vom Standpunkt der öffentlichen Sicherheit oder der Sittlichkeit bedenklich erscheint«. Sollte die Polizei nicht auch von den Prostituierten verlangen, daß sie das Gebiet und die Tätigkeit angeben, die sie zum Gegenstande ihres Geschäftsbetriebes zu machen beabsichtigen, und sollte sie ihnen nicht einschärfen, daß sie alles, was vom Standpunkt der Sittlichkeit bedenklich erscheint, zu vermeiden haben? Nein, die Behörde hat mit ihrer Verordnung gewiß nicht bezweckt, den armen Privatdetektivs, die ohnehin so sehr unter der Konkurrenz der Journalistik zu leiden haben, die letzte Möglichkeit einer Be-

tätigung zu sperren. Was würde denn die schönste Konzession nützen, wenn die öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit gewahrt bleiben müßten? So schlimm kann's nicht gemeint sein, und das 'Neue Wiener Journal', das dem verwandten Gewerbe seine Sympathie nicht versagen kann, glaubt so fest, der Lebensnerv der Schnüffelei werde nicht angetastet werden, daß es geradezu die Hoffnung ausspricht, »daß nach Inkrafttreten der erwähnten Ministerialverordnung auch bei uns in Österreich dieses Gewerbe einen *Aufschwung* nehmen wird«. Die Tischler legen den Hobel hin, die Schlosser jammern über die schlechten Zeiten und selbst die Glaser haben, trotz den Gelegenheiten, die der nationale Streit schafft, wenig zu tun. Nur das Gewerbe des Privatdetektivs nimmt in Österreich einen »Aufschwung«. Zwar hat auch das 'Neue Wiener Journal' den Sinn der Ministerialverordnung so verstanden, daß dem Privatdetektiv »die Wahrung und der *Schutz* des Familienlebens zur strengsten Aufgabe gemacht wird«. Aber es fühlt nur zu gut, daß es sich hier um einen der besten Amtswitze handelt, mit denen je die Öffentlichkeit beruhigt wurde. So sicher man dem 'Neuen Wiener Journal' die Wahrung und den Schutz des Familienlebens zur Aufgabe machen könnte, so sicher wird dies mit jenen Ehrenmännern gelingen, die tagtäglich unter der Chiffre »in flagranti« annoncieren, ihre Unübertrefflichkeit im Erforschen von »Eheaffären« und »Liaisons« rühmen, »phrasenlos, unauffällig und gentlemanlike arbeiten« und sich in dieser verderbten Welt allein noch »vornehmste Gesinnungstüchtigkeit« bewahrt haben. Mit jedem ihrer Worte sucht die Verordnung ihre Spaßhaftigkeit zu beweisen. Von den Bewerbern um die privatpolizeiliche Konzession fordert sie außer einem tadellosen Vorleben auch noch eine genügende »allgemeine Bildung«. Es mag zweifelhaft sein, ob diese Eigenschaften zur Erlangung eines Ministerportefeuilles in Österreich unerläßlich sind. Sicher sind sie störend bei der Ausübung des Schnüfflerhandwerks, und ich habe noch nie gehört, daß man mit Unbescholtenheit und allgemeiner Bildung nicht lieber eine Professur als die Stelle eines Kulissenplauderers oder Privatdetektivs anstrebt. Ich habe das Amtsblatt nicht vor mir, aber wenn ein Artikel der 'Zeit', der die Verordnung bespricht, den Wortlaut zitiert, dann haben ja die Ministerien des Handels und des Innern schon in der Stilisierung die ganze witzige Absicht dieses Ernstes verraten: Die Konzession werde nur dann erteilt werden, wenn der Bewerber »*den Mangel jedes Anstandes* bei der Sicherheits— oder Sittenpolizei wird nachweisen können«.

Diese Hauptbedingung haben die Detektivbüros schon vor der Konzessionierung in reichstem Maße erfüllt. Eine recht übersichtliche Darstellung der Entwicklung, der Erfolge und Gefahren des Schnüfflergewerbes — das erste deutsche Institut wurde 1880 in Berlin von Caspari—Roth Roffi errichtet — hat der Dresdener Amtsgerichtsrat Dr. Albert Weingart im 'Archiv für Kriminal—Anthropologie und Kriminalistik' im Jahre 1901 veröffentlicht, und ich entnehme ihr einige krasse Schändlichkeiten, deren jede einzelne die von dem Verfasser zugegebenen Vorzüge der Einrichtung reichlich wettmacht. Da haben wir vor allem das bewährte Hausmittel der »*Provokation zum Ehebruch*«. »Manche Institute«, schreibt Weingart,

»verfolgen die zuerst in Paris aufgekommene Praxis, in Ehescheidungssachen einen Ehebruch der Gegenpartei mit List herbeizuführen. Typisch für das hierbei gewöhnlich eingeschlagene Verfahren ist der folgende Fall, der 1899 ein Gericht in Berlin beschäftigte. Eine Frau wollte sich von ihrem Mann wegen Ehebruchs scheiden lassen, hatte aber nicht genug Beweismaterial. Sie wendete sich an ein Institut, und dieses beauftragte eine sei-

ner Agentinnen mit Erledigung der Sache. Die Agentin war jung und hübsch; sie begab sich in das Geschäft des Ehemannes, kaufte ihm etwas ab und bat ihn in so liebenswürdiger Weise, die Ware in ihre Wohnung zu senden, daß der Kaufmann dies persönlich ausführte. Er wurde mehr als entgegenkommend empfangen und trug einen leichten Sieg über diese weibliche Tugend davon. Plötzlich öffnete sich eine Türe, und die Schwester der Kundin erschien zufällig im Zimmer. Diese hinterbrachte das Vorgefallene der betrogenen Ehefrau, die daraufhin geschieden wurde.«

Ob wohl unsere Inhaber vornehmster Gesinnungstüchtigkeit etwas anderes im Sinne haben, wenn sie in ihren täglichen Annoncen mit anwidernder Zudringlichkeit immer wieder »Wahrheitsbeweise!« in Aussicht stellen?

»Ein in Holland lebender Menschenfreund, dem das Gebaren mancher Detektivinstitute auffiel, beschloß, dieses unlautere Treiben aufzudecken, und erdichtete zu diesem Zweck einige kitzliche Fälle, zu deren Erledigung er sich an mehrere Privatdetektivanstalten wendete. Der erste Fall betraf angeblich eine in Berlin getrennt von ihrem Manne lebende Frau, die des Ehebruchs ,überführt werden sollte, damit der Mann einen Scheidungsgrund in die Hand bekomme. Der Holländer wendete sich an ein Berliner Büro, schilderte die betreffende Dame als raffinierte Person, der man sich nur mit Vorsicht nähern könne, und fragte an, ob der Herr Direktor über einen geeigneten Herrn verfüge, der es unternehmen wolle, die Frau zur Verletzung der ehelichen Treue zu bewegen. Zugleich ersuchte er um Übersendung der Photographie des betreffenden für den Fall geeigneten Vertrauensmannes. Umgehend erfolgte die vom 9. April 1891 datierte Antwort, daß der Auftrag angenommen sei und der Auftraggeber versichert sein dürfe, daß, wenn es überhaupt möglich sei — und das scheine ja der Fall zu sein —, die gewünschten Beweise geliefert werden sollen. Der Herr Direktor ist im übrigen, da er nicht die Ehre hat, seinen Auftraggeber zu kennen, so vorsichtig, die gewünschte Photographie nicht zu senden; hingegen erbittet er umgehend einen Vorschuß von 500 Francs zur Bestreitung der Unkosten. Dabei blieb die Sache. — Im zweiten Falle wendete sich der Holländer unterm 29. Juni 1901 als »C. v. Lang, München« an ein anderes Privatdetektivbüro in Berlin mit einer ähnlichen Sache. Es handelt sich angeblich um eine Frau, die zur Zeit in Wiesbaden weilen und gleichfalls zur Verletzung der ehelichen Treue verleitet werden soll. Der Auftraggeber will die Geschäftsprinzipien und Bedingungen des Instituts und dgl. mehr wissen. Der Herr Direktor ist alsbald bereit, den schwierigen 'Fall' zu behandeln, und bemerkt dabei, daß er 'bei bedeutendem Honorar sogar nicht abgeneigt sei, *die Sache persönlich zu bearbeiten*'. Und das will etwas heißen. Denn der Herr Direktor versichert, daß er noch jede ihm übertragene Sache zu Gunsten seiner Klienten erledigt habe. Feste Bedingungen hat der gewiegte Geschäftsmann nicht, da der 'Fall immer nach Lage der Sache behandelt werden muß und die Kosten daher sehr verschieden ausfallen.' Auf alle Fälle aber werden sie groß ausfallen, da er 'nur große Sachen annimmt und nur mit dem feinsten Publikum zu tun hat'. Nach weiteren Verhandlungen schickt Herr Direktor X. das folgende Abkommen 'Herrn C. von Lang, Hochwohlgeboren, München': 'Die Unterzeichneten, Herr

C. von Lang in München als Auftraggeber und Herr Direktor X. in Berlin als Beauftragter schließen folgendes Abkommen: Herr Direktor X. verpflichtet sich, sobald er telegraphische Ordre erhält, nach Wiesbaden zu reisen und in dem ihm angewiesenen Hotel Wohnung zu nehmen, sich von dem Tage an zunächst für einen Monat zur Verfügung zu stellen und nach den ihm dort gegebenen Instruktionen mit einer ihm noch zu bezeichnenden Dame bekannt zu machen und dieselbe möglichst zum Ehebruch zu bewegen. Herr v. Lang verpflichtet sich, beim Unterzeichnen dieses Vertrags die Summe von M. 750.— an Herrn Direktor X. einzusenden. Falls noch ein zweiter Monat nötig sein sollte, verpflichtet sich Herr von Lang, an Herrn X. weitere M. 750.— zu zahlen. Wenn es Herrn Direktor X. gelingt, seine Aufgabe zu erfüllen, und dadurch die Ehescheidung herbeigeführt wird, so verpflichtet sich Herr v. Lang, an Herrn Direktor X. die Summe von M. 1500.— als Honorar zu zahlen. Berlin, den 11. Juli 1891. gez. X. — Im folgenden Fall tritt das Privatdetektivinstitut von C., Berlin, Dorotheenstr. 88 in Erscheinung. Der Versucher tritt als 'E. Byron, Bruxelles, 11 Place du Martyr' auf und konstruiert den Fall der Mißheirat eines Neffen. Die Familie desselben würde 1000 Taler daran wenden, wenn der Frau, während der Ehemann auf Reisen geht, eine Verletzung der ehelichen Treue nachzuweisen wäre, und der angebliche Brüsseler Onkel fragt an, ob Herr v. C. einen ansehnlichen gewandten Mann zu dem gedachten Zweck zur Verfügung habe; eventuell soll ihm eine Anzahl Photographien der designierten Herren zugesendet werden. Herr Direktor von C. ist alsbald bereit (Brief vom 2. Sept. 1890), die Angelegenheit zu übernehmen. Er arbeitet aber nur im Großen und verlangt deshalb ein Fixum von M. 4000. Außerdem hat er 'Geschäftsprinzipien', und diese gebieten ihm, daß M. 3000 sofort als Vorschuß gezahlt werden. Herr v. C. ist auch Menschenkenner; denn er sendet zunächst keine Photographien, sondern gibt als Produkt seiner Lebensweisheit den folgenden Satz zum Besten: 'Ich könnte Ihnen ja mit einer ganzen Auswahl von Photographien dienen; aber ich richte mich nicht nach dem Gesicht, sondern nach den Fähigkeiten und Erfolgen meiner Beamten, die zu dieser Spezialität herangebildet sind. Ich bitte also, mir die Wahl zu überlassen'. Der fingierte Brüsseler Onkel, dem es darum zu tun ist die Geschäftspraktiken und die dazu verwendeten Persönlichkeiten gründlich kennenzulernen, läßt aber nicht locker; er verlangt Photographien der zu der bewußten 'Spezialität' herangebildeten Beamten, und erhält dann auch unterm 17. Oktober 1890 eine kleine Photographie eines äußerst schneidig und patent aussehenden jungen Mannes zugeschickt. Im Begleitschreiben des Herrn v. C. heißt es: 'Hier vorläufig ein Photogramm eines meiner in Ehescheidungsangelegenheiten gewiegtesten Detektivs, und glaube ich sicher, daß die Wahl auf diesen Herrn fallen wird. Leider kann ich augenblicklich nur dies eine Bild übersenden, da die übrigen geeigneten Beamten sämtlich auswärts sind und nach und nach erst in 8 resp. 12 Tagen zurückkehren'. Der Brüsseler Onkel ist nun aber hartnäckig und hat an dem im Bilde eingesandten Herrn allerhand auszusetzen; zunächst scheint ihm der Gesichtsausdruck *jüdisch*. Dies Bedenken beschwichtigt Herr v. C. alsbald in einem Schreiben vom 23. Okto-

ber 1890, und zwar mit den Worten: ' ... teile Ihnen mit, daß betreffender Herr kein Jude ist, sondern aus einer achtbaren evangelischen Familie stammt. Nebenbei bemerke ich, daß jüdische Elemente bis jetzt und wohl auch ferner nicht in meinen Diensten stehen. Ich halte diesen Herrn, der bereits mehrere Resultate in seinem Fach aufzuweisen hat, für die geeignetste Person'. Im Übrigen dringt der Herr Direktor, seinen Geschäftsprinzipien gemäß, auf schleunigen Vorschuß. Der zähe Onkel ist aber immer noch nicht zufrieden; er will noch mehr Photographien haben, um unter den Herren Verführern seine Auswahl treffen zu können. Herr v. C. ist aber ebenso zäh und preist seinen in Vorschlag gebrachten 'Einen' noch weiter an. Derselbe wisse unter anderem mit der Herstellung von Liebesbriefen trefflich Bescheid, denn er stamme aus einer Offiziersfamilie. *'Dies dürfte Ihnen wohl betrifft seiner Fähigkeit in jeder Beziehung genügen'*. Dem 'Onkel' scheinen diese Mitteilungen auch genügt zu haben, denn die Korrespondenz bricht mit diesem Briefe ab. — Dieselbe erfundene Geschichte von der Mißheirat des Neffen spielt eine Rolle im nächsten Falle, der ein Hamburger Institut in Tätigkeit zeigt. Der Hamburger Direktor ist aber bescheidener; er verlangt zunächst nur Mk. 1500.— Vorschuß und sendet auch gleich einige Photographien von Angestellten, die den Fall 'bearbeiten' sollen — doch fügt er den freundschaftlichen Rat bei, die Auswahl ihm zu überlassen, da 'er die Leute besser kennt, als Photographie besagt'. Gleichzeitig übermittelt er Prospekt und Tarif des Institutes und bittet um genaue Angabe der Lebensweise, der Leidenschaften usw. der betreffenden Dame, wann der Ehemann verreist und wieder zurückzukommen pflegt und dergleichen mehr. Nach einem schriftlichen Hin und Her entscheidet sich der Onkel für einen der in effigie eingesandten Herren, und zwar für einen angeblichen österreichischen Baron. Der ist aber, wie der Herr Direktor unterm 15. Oktober 1890 mitteilt, leider nicht mehr zu haben, da er 'in einer sehr dringlichen Angelegenheit nach Newyork abreisen mußte und voraussichtlich vor vier bis sechs Monaten nicht zurückkehren wird'. Ein Passus dieses Briefes ist zu charakteristisch, als daß er nicht wiedergegeben werden sollte. Es heißt da: *'Wir wollen hierbei nicht verfehlen, Ihnen mitzuteilen, daß derselbe (der österreichische Baron nämlich) als Kavalier und Aristokrat sich hierzu nicht ganz eignen würde; es könnte passieren, daß sein angeborenes Ehrgefühl ihm im entscheidenden Moment gebietet, nicht zu handeln, wie ihm vorgeschrieben, und daß er dann unverrichteter Sache zurückkehrt'*. Ihren Auftrag zur vollständigen Zufriedenheit auszuführen, müssen wir jemanden haben, dessen Ehrgefühl für Geld käuflich ist, der uns eben streng ergeben, raffiniert und gerade für diesen Fall durchaus leidenschaftlicher Natur und tauglich ist'. Als solch 'tauglicher Mann' wird ein 'Lord Benningfield' vorgeschlagen — nach sicheren Ermittlungen ein gewisser Georg Knoop, Hamburg, Bahnhofstraße 7 wohnhaft — und dem Briefe auch ein nach bekanntem Muster hergestelltes 'Abkommen' beigelegt, wonach dem 'Lord' für seine Taten 2000, dem Direktor sogar 6000 Mark im Falle des Gelingens zu zahlen sind. Der Schlußbrief der interessanten Korrespondenz trägt das Signum 'Polizeibehörde der Freien und Hansa—Stadt Hamburg' und enthält die Mittei-

lung, daß dem Herrn Direktor infolge der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung die fernere Ausübung des Gewerbebetriebes polizeilich untersagt worden ist.«

Nicht minder bewährt ist die *Anstiftung zum Meineid*. Weingart erzählt unter anderem:

»Besonderes Aufsehen erregte die Verurteilung des Detektivinstitutsinhabers Grützmacher wegen Meineides und Anstiftung zum Meineid. Grützmacher war Kriminalkommissar in Berlin gewesen und hatte sich hier durch seine Geschicklichkeit ausgezeichnet. Sein Gehalt reichte nicht zu, seine zahlreiche Familie (13 Kinder) zu unterhalten. Er geriet in Schulden, ging deshalb ab und begründete nun das Privatdetektivinstitut Greif. Seine Devise, die überall, nicht nur in Annoncen und Zeitungen, sondern auch z. B. auf den Scheiben der Straßenbahnwagen zu lesen war, lautete: 'Der Greif greift alles!' Durch skrupelloses Vorgehen, insbesondere durch Fallenstellen in Ehescheidungssachen, erzielte er jährlich ein Einkommen von 60 bis 80.000 Mark, bis der folgende Vorfall seinem Treiben ein Ende machte. Ein Musikalienverleger in Berlin hegte gegen seinen Schwiegersohn, den Konsul P. in Lübeck, Verdacht, daß dieser die eheliche Treue verletze, und wollte deshalb eine Ehescheidung herbeiführen. Er gab Grützmacher den Auftrag, Beweise dafür, daß der Konsul P. gegen die eheliche Treue verstoße, zu sammeln. Grützmacher stellte nun die Leimrute auf und setzte Lockvögel aus. Er veranlaßte, daß, als der Konsul P. eines Tages von Lübeck nach Bonn fuhr, ein hübsches Mädchen namens Becker zusammen mit einer älteren Begleiterin denselben Zug benützte, während der Fahrt die nähere Bekanntschaft des Konsuls machte und in Bonn in demselben Hotel wie dieser abstieg. Der Konsul fragte sie, ob er sie in ihrem Hotelzimmer besuchen dürfe; sie ging darauf ein, der Konsul besuchte sie; es kam aber zu keinem Ehebruch. Grützmacher bestimmte hinterher im Ehescheidungsprozeß beide Frauenzimmer, die Becker und ihre Begleiterin, dazu, daß sie unter Eid falsch aussagten. Er wurde deshalb wegen Anstiftung zum Meineid zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.«

Drittens das *Unglaubwürdigmachen von Zeugen*:

»Wenn einem Auftraggeber daran liegt, die Glaubwürdigkeit eines Belastungszeugen abzuschwächen, so begnügen sich manchmal die Privatdetektive nicht damit, die Vergangenheit des Zeugen zu durchforschen und Tatsachen ausfindig zu machen, die ihn irgendwie anrüchig und minder glaubhaft machen könnten; sie gehen zuweilen auch darauf aus, den Zeugen in Angelegenheiten zu verwickeln, die ihn in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen sollen. — Vom Schwurgericht in Hirschberg waren zwei Männer wegen Sittlichkeitsverbrechen mit einer Jugendlichen verurteilt worden. Es gelang ihnen, eine Wiederaufnahme des Verfahrens herbeizuführen. Es kam ihnen nun darauf an, die Hauptbelastungszeugin, jene Jugendliche, unglaubwürdig zu machen. Diese war in Berlin bei einer Herrschaft in Dienst getreten. Ein Detektivinstitut erhielt den Auftrag, zu ermitteln, ob das Mädchen in Berlin einen unsittlichen Lebenswandel führe, damit daraufhin ihre Glaubwürdigkeit angefochten werden könne. Ein Agent des Institutes schlängelte sich an das Mädchen heran, spielte den galanten

Bräutigam, lud das Mädchen in ein Café ein, küßte es hier in Gegenwart anderer Leute, unter denen sich der Direktor des Instituts befand, und fuhr dann mit dem Mädchen in einer Droschke allein nach Haus. Daraufhin wurden der Direktor und sein Agent als Zeugen vor das Schwurgericht geladen; das Mädchen durchschaute aber den Schwindel und erzählte den Geschworenen, wie es in eine Falle gelockt worden sei; der Agent gab dies zu. — In einem andern Fall drängten sich im Auftrag eines Instituts elegante blumenspendende Herren an ein junges Mädchen heran, um dieses zu Fall zu bringen. Das Mädchen hatte Ansprüche an einen Herrn, und dieser wollte sich den Ansprüchen dadurch entziehen, daß er das Mädchen zur Prostituierten zu machen suchte, um ihre Glaubwürdigkeit anfechten zu können.«

Viertens die *Anstiftung zu strafbaren Handlungen*:

»Ein Büro in Newyork schickte seine Agenten mit falschem Papiergeld aufs Land hinaus, und zwar immer zwei Herren auf dieselbe Strecke. Der eine Agent verkaufte falsches Papiergeld zu niedrigem Preise; einige Zeit später erschien dann beim Käufer der zweite Agent, sagte ihm sein Verbrechen auf den Kopf zu und verlangte eine bedeutende Summe, damit er eine Anzeige unterlasse. Gab der Käufer nichts, so denunzierte er ihn bei der Polizei und machte auch damit ein Geschäft, da die amerikanische Polizei denjenigen, die den Verbreiter falschen Papiergeldes anzeigen, eine hohe Prämie zahlt.«

Fünftens die *Untreue gegen den Auftraggeber*:

»Manchmal dienen die Detektivs beiden Parteien; namentlich in Ehescheidungssachen setzen sie sich zuweilen mit den zu Beobachtenden in geheime Verbindung, lassen sich auch von diesen bezahlen und berichten dann einfach, was ihnen von diesen aufgetragen wird. Ein vorsichtiger Mann beauftragt daher, wenn er einen Detektiv in Anspruch nimmt, zugleich einen zweiten, der den ersten überwachen soll; freilich schützt auch das nicht immer, da diese Detektivs manchmal unter einer Decke stecken. — Ein reicher Händler in *Wien* ließ seine Frau wegen Verdachts des Ehebruchs durch zwei Detektivs <sup>1</sup> beobachten. Täglich schickte ihm dieser Berichte, die aber nie etwas Bestimmtes und Belastendes enthielten. Als er schon 500 Kronen Gebühren bezahlt hatte, ließ er den Detektiv durch einen andern Detektiv überwachen. Da stellte sich heraus, daß der erste mit seiner Frau gemeinschaftliche Sache gemacht hatte; er hatte ihr den ganzen Plan ihres Mannes verraten und ein intimes Verhältnis angeknüpft, aß mit ihr zu Abend und fuhr mit ihr spazieren.«

Sechstens die *Erpressungen*:

»Wer einen Detektiv beauftragt, ist hierbei meist genötigt, diskrete Familienverhältnisse zu enthüllen. Dies benützen nun manche Detektivs, namentlich wenn sie von ihrem Büro entlassen und stellungslos sind, indem sie sich an die ihnen bekannt gewordenen Auftraggeber wenden und diese mit Ansuchen um Gelddarlehen belästigen, wobei sie meist durchblicken lassen, daß sie bei einer Ablehnung die ihnen bekannten Geheimnisse verraten würden.«

---

1 Ungeschickt formuliert: zunächst natürlich nur durch **einen**.

Einen Fall von Betrug, der sich in Wien ereignet hat, habe ich selbst — in Nr. 146 der 'Fackel'<sup>1</sup> behandelt. Ich kam damals auf die Affäre Hasel—Ziehrer zurück und erzählte:

» ... Eines Tages aber ging die Witwe Hasel nicht nur der ererbten Autorrechte, sondern auch des Beweismaterials verlustig. Zwei Herren waren bei ihr erschienen, deren einer sich als Sekretär der Newyorker Oper vorstellte. Diese wolle 'Fiammina' aufführen. Ziehrer sei in Amerika populär, die Enthüllung der Autorschaft seines Lehrers werde dort große Sensation machen; nur handle es sich darum, jene Dokumente zu erhalten, durch die der geistige Anteil Hasel's an Ziehrer's Jugendwerken verbürgt sei. Anzahlung 500 Kronen; binnen sechs Wochen definitiver Bescheid. Die in dürftigen Verhältnissen lebende Frau liefert die Partitur, welche die Randbemerkung Hasel's über seine Autorschaft enthält, und andere Beweisstücke aus. Vor Ablauf der bedungenen Frist langt ein Schreiben aus Newyork ein, sämtliche Dokumente Professor Hasel's seien in Verlust geraten. Der Frau gelingt es, in Erfahrung zu bringen, daß die beiden Amerikaner Angestellte eines Wiener Privatdetektivinstituts waren.«

Der Staatsanwalt verwies die Betrogene — an die 'Fackel'. Ich wiederum forderte den Staatsanwalt auf, wegen Betrug einzuschreiten. »Wenn er ein tapferer Staatsanwalt ist«, schrieb ich, »wird er den Fall zum Ausgang einer Campagne gegen das Gesamtunwesen der Detektivinstitute nehmen, die bisher in schamlosester Weise und unter den Augen der Behörden Ehre, Privatleben und Eigentum der Staatsbürger angreifen durften.« ... Immerhin gebe es, meint Weingart, eine ganze Anzahl von Büros, die sich von solchen »wilden Sachen« fernhalten. Aber ich wüßte nicht, wie's in einem Betriebe anständig zugehen sollte, der, wenn er schon nichts schlimmeres tut, mindestens die Erschnüffelung der »vollständigen Tageseinteilung von Ehegatten, Verwandten und Bekannten« besorgt und die Herbeischaffung »beweiskräftigen Materials« — nicht bloß zur Überführung von Hausdieben — garantiert. Gegen diese lockenden Versprechungen schafft nur das Strafgesetz Remedur. Wenn nicht ärgere, vom Staatsanwalt zu verfolgende Vergehen nachweisbar sind, so machen sich die Privatdetektivs in allen Fällen mindestens einer Ehrenbeleidigung durch Verbreitung »ehrenrühriger, wenn auch wahrer Tatsachen aus dem Privat— und Familienleben« schuldig. Daß man ihnen schon mit dem einen Paragraphen den Garaus machen könnte, beweist der folgende Gerichtsfall, den ich in einer Zeitung, die infolge Mangels an Detektivinseraten ein freies Wörtchen in dieser Sache wagen kann, am 21. Mai 1903 gefunden habe. Der Inhaber eines Detektivbüros und ich glaube auch vornehmster Gesinnungstüchtigkeit, der täglich auf der letzten Seite fast sämtlicher Wiener Blätter pathetisch wird, ist wegen Beleidigung angeklagt. Das Büro hatte den ehrenvollen Auftrag erhalten, die »Lebensweise« eines Geschäftsführers zu kontrollieren, der im Verdachte stand, 1500 Kronen entwendet zu haben. Es erkundete, daß der Mann »mit einer hübschen Wirtstochter vertraulich verkehre und dafür dem Vater des Mädchens mit Geld aushelfe«. Den Brief, der diese Information enthielt, fand der Beobachtete unter der Korrespondenz seines Chefs. Wirt und Tochter klagten wegen Ehrenbeleidigung. Der Angeklagte wies — schon vor der Ministerialverordnung — auf ein Privileg der Gemeinheit, auf den angeblichen Besitz einer Konzession hin. Zwischen dem Detektiv und dem Richter (Gerichtssekretär Dr. Bernegger) entspann sich ein recht interessanter Dialog. Der Angeklagte erklärte, er sei Besitzer einer Konzession

---

1 # 10 »Musiker«



und laut einer Vereinbarung mit dem Auftraggeber trage dieser alle strafrechtlichen Konsequenzen. — Richter: Diese Vereinbarung ist von Ihnen geschlossen. Das hindert aber nicht, daß sich doch jemand durch eine Auskunft beleidigt fühlen und Sie klagen kann. — Angekl.: Herr Richter, aber meine Konzession berechtigt mich, Auskünfte zu geben. — Richter: *Ihre Konzession ist dem Strafgesetze gleichgültig.* Das Gesetz verbietet es, sich in das *Privatleben zu mengen.* Auch wenn Sie die Konzession dazu haben, dürfen Sie keine Mitteilungen aus dem Privatleben an die Öffentlichkeit bringen. *Das Strafgesetz wird nicht zu Gunsten der Privatdetektivs geändert.* Ich rate Ihnen deshalb, einen Ausgleich einzugehen. — Der Detektiv entging durch eine Abbitte der sichern Verurteilung. Ich denke, daß die Konzession, die der Ehrenmann nur vorgeahnt hat, von nun an keinen Gesinnungstüchtigen hindern wird, Aufschlüsse über das Liebesleben der Staatsbürger zu erteilen, wohl aber dazu ermuntern wird, sie mit verstärkter Frechheit vor Gericht zu vertreten. Konnte man das Gewerbe nicht verbieten, so war es doch unsinnig, es zu erlauben. Nicht Konzession, nur das Strafgesetz kann über die gefährliche Nähe der Verdachtsfabriken beruhigen.



## Theater, Kunst und Literatur

**D**as führende Blatt deutschösterreichischer Kultur hat eine Festwoche hinter sich. Vom 4. bis zum 11. Mai wurden die Herren Nordau, Goldmann und Sternberg auf die moderne Literatur losgelassen. War das eine Freude! Der stärkste Pathetiker, der feinste Ironiker und der kurzweiligste Humorist des Freisinns an der Arbeit! Schon am 4. Mai begann's nach ausgelassenem Gänseschmalz zu riechen. Man kennt die ausgelassene Art dieses St—g, der berufen war, die erste Aufführung der »Weber« zu würdigen. Die großzügige Geschmacklosigkeit, die die Haltung der 'Neuen Freien Presse' in literarischen Dingen bestimmt, hat es nicht zugelassen, daß Speidel aus der Pension geweckt oder doch wenigstens einer der Feuilletonkritiker ausersehen werde, dem größten dramatischen Ereignis, das Wien seit Jahren geschaut hat, gerecht zu werden. Ein Kommunalreporter, dessen Witz eben noch das Problem der Tramwayüberfüllung, dessen Ernst das Thema von den Gasröhren zu bewältigen vermag, war der geeignete Mann, die »Weber« in Wien einzuführen. Was kann man von solch' armem Teufel verlangen? Er soll über die Wirkung des großen Revolutionsstücks sprechen und gibt statt dessen plötzlich seinem Lokalehrgeiz nach:

»Das Haus war selbstverständlich vollkommen ausverkauft und trug in allen seinen Teilen die hergebrachte Premieren—Physiognomie. Die Galerien schienen ein wenig schwächer besetzt als an sonstigen Sensationsabenden der Leopoldstädter Bühne; aber das ist auf die strenge Befolgung jener behördlichen Vorschriften zurückzuführen, die in letzter Zeit mit Rücksicht auf die Sicherheit des Theaterpublikums erflossen sind und teilweise auch der Überfüllung der Galerien dadurch abhelfen sollen, daß sie die Zahl der Entreekarten, die ausgegeben werden dürfen, genau festsetzen,

beziehungsweise das bisherige Ausmaß derselben entsprechend restringierten ...«

Drei gedankenschwere Punkte schließen diese künstlerische Betrachtung. Es ist wie im ersten Akt der »Weber«, — die Schwüle vor dem Gewitter. Jetzt erst wird der St—g loslegen! Aber er bewitzelt noch die Carltheaterclaque, die es sonst viel wüster treibe als die echten Galerieenthusiasten bei der Premiere der »Weber«. Endlich kann die Theater—, Kunst— und Literaturfremdheit, die sich in der ersten Hälfte des Artikels hinter Lokalscherzen verbergen mußte, zum Ausbruch kommen. Der Mensch scheint — anders als die alberne Wiener Zensur — zu glauben, daß die »Weber« ein Agitationsstück für die Fabrikanten seien; wenigstens spricht er von der »großen Rede« Dreißiger's, im ersten Akt, die »verpufft« sei. Dagegen findet er plötzlich — weiß man denn, was in so einem Gehirn vorgeht? —, daß im dritten Akt »Herr Wach (Gendarm) eine ansprechende Leistung« bot. Es ist ein typisches Merkmal der Theaterfremdheit, einen beliebigen Episodisten für den Angelpunkt der Vorstellung zu halten. Hat Dich, lieber Leser, nicht oft schon der Sitznachbar in Raserei gebracht, der beim Auftreten eines beleibten Statisten in den Ruf ausbricht. »Aha, Baumeister!«? Solche Sitznachbarn schreiben auch für Zeitungen und »entdecken« dann mit dem Falkenauge des absoluten Ignoranten unter den fünfzig Episodisten der »Weber« just den gleichgültigsten. Dieser St—g, der Bassermann's Darbietung, »fahrig und zerfahren« nennt, markante Leistungen, z. B. den alten Baumert des für diese eine Rolle gebornen Pauli oder den Pfeifer des Herrn Forest nicht erwähnt und sich plötzlich auf den Darsteller des »Gendarmen« wirft, hat natürlich nicht die blasse Ahnung, warum er gerade den entdeckt. Mir hat z. B. die natürlich verlegene Art gefallen, in der der Spieler des Kutschers die prächtige Antwort auf die Frage, was die revoltierenden Leute denn eigentlich verlangen, gebracht hat: »Mehr Lohn wull'n se halt hab'n, die tummen Luder«. Ich hätte aber, da ich selbst Herrn Pauli's unvergleichliches Hungermännchen nicht für eine schauspielerische Probe halte, nicht den Mut, in einem Milieuensemble, wo alle episodische Natürlichkeit Regiesache ist, auf Entdeckungen auszugeben ... Herr Sternberg, der die »Weber« aus dem Gesichtswinkel des Handlungsreisenden im dritten Akt betrachtet, schließt — wörtlich — mit der Versicherung, daß den Erfolg des Werkes »die überzeugende Echtheit der *Gesinnung, der man sogar gelegentlich Übertreibungen zugute halten muß*«, bewirkt hat. Der Mann hält also doch die »Weber« für ein Tendenzstück, aber — trotz der »großen Rede« Dreißiger's — für ein sozialdemokratisches ... Ich kann mir nicht helfen, dieser St—g ist ja gewiß eine an sich gleichgültige und nur durch die ihr aufgebürdete Mission beträchtliche Persönlichkeit: aber ich kenne kaum einen zeitgenössischen Schriftsteller, der eine so markante Art hätte. Er schreibt Wendungen hin — man weiß nicht, ob sie witzig sind, aber man muß sich die Kopfhaut kratzen. Er hat etwas »Prickelndes«. Dazu diese Süffisance, mit der vom Standpunkt des Jours bei Frau Jeiteles über Fragen der Kunst abgeurteilt, die moderne Malerei verhöhnsimpelt und das moderne Theater wie ein Pokerspiel abgetan wird. Das Traurige ist, daß die 'Neue Freie Presse', wenn ihr nun schon einmal der Weichselzopf hinten hängt, sich nicht mit dem einen Nordau begnügen will, der doch wahrhaftig den Bedarf an philiströser Schäbigkeit ganz allein decken könnte. Mit diesem glatten Stilisten der übelsten Gesinnung könnten wir uns als dem vollkommenen Repräsentanten dessen, was wir hassen, immerhin abfinden. Aber so müssen wir unsere Empörung vergeuden, müssen täglich dem in Notizen verspritzten Gift standhalten und außer dem Gewaltphilister in Paris auch noch Herrn Schütz, auch den in die Literatur verschlagenen Kommunalreporter und schließlich den anmutigen Herrn in

Berlin ertragen, der, wie Herr Nordau sich räuspert und wie er auf die Kultur spuckt, ihm trefflich abgeguckt hat.

Die Nummer der 'Neuen Freien Presse' vom 6. Mai sollten vorsorgende Abonnenten kommenden Geschlechtern aufheben. Was sie birgt, ist noch denkwürdiger als der Empfang der »Weber« durch einen Tramwayüberfüllungshumoristen. Man braucht, da Kontrastwirkung an sich schon ein Element des Humors ist, bloß festzustellen, daß im Leitartikel der eben verstorbene Herr Moritz Jokai — wohlgemerkt, als Dichter und nicht als Verwaltungsrat und Versicherungsagent — zur Säkularerscheinung erhoben wird und daß gleich unter dem Strich Herr Max Nordau Rodin für einen dilettantischen Pfuscher erklärt. Herr Nordau hat nun der Reihe nach bereits alle großen Denkmäler unserer Kultur verunreinigt. Und darf noch immer frei herumlaufen. Man kann seinen immer abscheulicheren Exzessen gegenüber nichts tun, als den jeweils angerichteten Schaden konstatieren.

Ein Lesepublikum, das diesem maniakalischen Wüten ohne lauten Protest zusieht, muß sich auch die jämmerliche Berliner Nachahmung des Pariser Musters gefallen lassen, Herrn Paul Goldmann. Das ist nicht etwa einer, den Ehrgeiz oder Bequemlichkeit zum Niveau des rationalistischen Spießers hinunterführt. Der kann sich mit dem Leser nicht verständigen, weil er tief unter dem Horizont des Lesers denkt. Es ist eine Offenbarung philistrischer Flachheit, wie sie bisher vielleicht überhaupt noch nicht erlebt worden ist. Diese Fülle von Banalität ist in ihrer Art ebenso unverständlich wie der Tiefsinn, der sich dem Erfassen durch hundert Schleier entzieht. Wenn wir diesen Paul Goldmann lesen, ist's uns, als ob die Druckerschwärze uns die Augen verklebte: so nah ist das alles gerückt, was er uns zu sagen hat, so unentwirrbar einfach ist die Weisheit, die er verkündet. An diesem Paul Goldmann sehe ich aber auch, was das Milieu ausmacht, aus dem und über das ein Schriftsteller schreibt. Ich traue keinem mehr, der in Korrespondenzen aus einem der Länder des Weltpostvereins eine hübsche Feuilletonbegabung verrät. Herr Goldmann hat einmal aus China fesselnde Reisebriefe geschrieben und selbst in Paris noch, auf dessen Pflaster eben jeder Reporter zum geistigen Elegant wird, sich zu einer Hoffnung der deutschen Publizistik emporzustapeln gewußt. Seine Berliner Theaterbriefe rangieren tief unter den Möglichkeiten irgend eines Wiener Kulissenkuli, dessen einzige Talentprobe bisher die Stilisierung des Konflikts zwischen einem Tenoristen und seinem Direktor gewesen ist. Kommt dazu die Mißempfindung über den Aufwand an Superklugheit, mit dem die letzte Trivialität vorgebracht wird, so ist die Erbitterung begreiflich, mit der selbst im Kreise der ausgepichtesten Spießbürger jedes Feuilleton des Herrn Goldmann empfangen wird. Auch der dümmste Kerl empfindet schließlich die Beleidigung, wenn ihn einer für noch dümmer halten will, als er ohnedies ist. In neun Spalten und in einem unaufhaltsam dünnflüssigen Stil, der besonders der Kritik von Durchfällen angepaßt ist, wandelt Herr Goldmann — am 11. Mai — den Satz ab, daß »die Klassiker modern sind — ja noch mehr, daß sie moderner sind als die Modernen«. In Philisteria ist neuestens der Klassikerkoller ausgebrochen. Herr Goldmann, der den heutigen Dichtern politische Indolenz vorwirft, berauscht sich an dem Gedanken, daß bei der Neuaufführung von »Kabale und Liebe« in Berlin »das Publikum, als der Musiker Miller dem Präsidenten die Tür wies, 'Bravo!' rief«. Immer wieder kommt er darauf zurück, und von diesem Zwischenfall glaubt er die Renaissance klassischen Empfindens in Deutschland ableiten zu können. Nur eines gebe es, was einem dichterischen Werke Ewigkeit verleiht: die »großen Ideen«. Wohl ein dutzendmal konstatiert Herr Goldmann, daß die modernen Dramatiker keine »Ideen« haben. Es berührt einigermassen drollig, einen Kri-

tiker, der vielleicht von allen lebenden Zeitungsschreibern am wenigsten »Ideen« hat, solche unaufhörlich von den Dramatikern verlangen zu hören. Dazu nämlich gehört so gut wie gar keine Grütze, jedes moderne Werk einfach mit der Beteuerung von der Schwelle zu weisen, daß es ein »Klassiker« besser gemacht hätte. Das wird auf die Dauer auch dem eingefleischtesten Philister zu dumm, der sich durch die fortwährende Spekulation auf das »gesunde Gefühl« nicht fangen läßt und schließlich die Impertinenz empfindet, die die fortgesetzte Abkanzelung eines Gerhart Hauptmann durch einen seichten Tagschreiber im Grunde bedeutet. Auch den Ernst einer Kritik vermag er zu würdigen, die in sechs Spalten die Worte »Klassiker«, »Ideen«, »Freiheitssehnen«, »Donnerruf« bis zum Erbrechen wiederkaut, um plötzlich umzukippen und, weil ihr ein paar dumme Witze eingefallen sind, »Kabale und Liebe«, das eben noch als ewiges Muster hingestellte Werk, zu verhöhnen und zu erklären, diese Tragödie arbeite auch »mit den Mitteln der Verwechslungsposse« und sei nur deshalb ein Trauerspiel, weil »Schiller offenbar ganz besonders daran lag, daß im fünften Akt die Limonade zur Verwendung kam.« ... Durch neun Spalten, in Ernst und Scherz, müssen wir dies salzlose Gewässer über uns ergehen lassen, weil in Berlin ein Repertoirestück des Hoftheaters auch auf einer andern Bühne gespielt wurde. »Der ärgste Druck«, schreibt Herr Goldmann, da er von dem politischen Inhalt von »Kabale und Liebe« spricht, »ist von den Völkern genommen, *aber wie viel Druck ist noch geblieben!*« ... Und das Publikum würde »Bravo!« rufen, wenn man den lästigen Druckschwärzern, die die Tyrannis der Fürsten abgelöst haben, die Tür wiese.

\* \* \*

## Rout bei Neumanns

**I**m goldenen Prag, dem »Schmockkästchen der Monarchie«, ist auch allerlei Schnurriges zu lesen. Im 'Prager Tagblatt' zum Beispiel ein Feuilleton unter dem Titel »Rout bei Neumanns«. Von dieser sinnigen Einrichtung, die der geschäftskundige Direktor des deutschen Landestheaters, Herr Angelo Neumann, eingeführt hat, war hier schon einmal die Rede: die Abfütterung der Journalisten ist eine so gründliche, daß sie es für ein ganzes Jahr satt bekommen, die Theaterwirtschaft des schlaunen Händlers mit kritischen Augen zu betrachten. Schon über das Fressen selbst werden Reconnaissance—Feuilletons geschrieben. Die Frau Buska, Heroine, Salondame, erste Liebhaberin, Naive und Direktorsgattin, erreicht es wenigstens einmal im Jahr, »bezaubernd« zu sein. Wenn Journalisten essen, so essen sie immer — wie unappetitlich! — mit dem Messer der Kritik und wischen sich mit Zeitungspapier den Mund ab. Und immer dieselbe Fröhlichkeit, mit der die Absichten des Gastgebers quittiert werden, mag nun Herr Krupp in Berndorf, Herr Philipp Haas in Wien oder Herr Neumann in Prag sich gute Nachrede zu sichern wünschen. Als ob diese kulinarische Beeinflussung der öffentlichen Meinung — zumal wenn auch Zigarren in beliebiger Auswahl zur Verfügung stehen — etwas Selbstverständliches, Normales und vom Standpunkt einer unparteiischen Presse zu Billigendes wäre. Der Prager Feuilletongourmand sagt von Herrn Neumann unumwunden: »Er sieht einen Kritiker durstig in der Ecke stehen; aber statt ihn mit einem Löffel Wasser zu vergiften, bietet er die Biere des Landes oder die Weine der Fremde in Überfluß an.« Es muß ja recht nett zugegangen sein: »Das reiche Buffet«, meldet der dankbare Gast, »bricht nicht nur unter der Last der Gerichte, sondern mehr noch unter der Last derjenigen, die sich darauf stürzen«. Der Anblick all der schönen Leckerbissen läßt

ihn den Mund spitzen, und niedlich schreibt er. »Es ist *uns* gelungen, *ein kleines Tischchen zu besetzen* und Paula Conrad—Schlenther *zu Tischchen* zu führen«. Aber warum sagt das Schmöckchen »uns«? Bei der Erteilung kritischer Zensurnoten mag man sich majestätisch fühlen: man schreibt doch Gottseidank anonym und hält schützend die Macht der Zeitung vor sein dürftiges Ich. Aber man frißt doch nicht anonym? Man verzehrt doch eigenhändig all die guten Sachen, die die bezaubernde Frau Buska aufgetischt hat? Nein, der Kritiker kann von dem Plural nicht lassen, auch wenn er die armen Theaterleute, die bei solcher Gelegenheit eines ganzen Jahres Sünden abbüßen, schwitzend um sein leibliches Wohl bemüht sieht. In Prag scheint nämlich »das Theatervölkchen« auf der tiefsten Stufe der Demütigung vor der Presse angelangt zu sein: »*Unsere ersten Schauspielkräfte mühen sich, uns ein reiches Souper aus zahllosen Hin— und Hergängen zu verschaffen.*« Ich habe in meinem ganzen, an Erfahrungen vom Wesen der Presse reichen Leben einen Satz von ähnlicher Verworfenheit nicht gelesen. Der Stolz eines Schmocks, dem Schauspieler Kellnerdienste leisten müssen, und die höhnische Generosität, die statt Trinkgelder Kalauer verabreicht, vereinigen sich zum Eindruck einer Gesinnungsniedrigkeit, die selbst mich abgehärtetsten Leser verblüfft hat. Aber zur Verhöhnung der Rolle, in welche die Diener der Kunst gezwungen sind, tritt verdientermaßen die Geringschätzung des gastfreien Direktors, der sie ihnen, einer verwöhnten Kritik zu Gefallen, aufgezwungen hat. »*Man würde es gar nicht, glauben*«, ulkt unser Feinschmecker, nachdem er sich bei Neumanns breit gemacht hat, »*daß in eine solche Privatwohnung mehr Menschen hineingehen, als tatsächlich Platz haben.*« Ja, gibt's denn so viele Theaterkritiker in Prag? Ach nein, »*die ganze Presse*«, erzählt er, »sämtliche Rubriken vom Leitartikel bis zur Geschäftszeitung.« waren ja vertreten. Und wenn man dazu bedenkt, daß jedes Ich in dieser Gesellschaft eigentlich ein »Wir« ist und nicht bloß sich, sondern gleich »uns« anpampfen will, so wird es begreiflich, daß Buffet und Wohnung sich als zu klein erwiesen.

Viele aber nur zum Schein  
Kamen zu den Fresserei'n,  
Gingen zum Buffet direkt,  
Nahmen sich, was ihnen schmeckt,  
Gratulierten nicht einmal  
Und verließen das Lokal.

Der Unterschied zwischen der gesamten übrigen Publizistik und mir wird wieder einmal offenbar: *Wir* fressen, und *ich* übergebe mich ...



## Zur Liliencron—Feier

Von Hugo von *Hofmannsthal* erhalte ich die folgende Zuschrift:

Rodaun, 11. Mai 1904.

Sehr geehrter Herr Kraus,  
von einer kleinen Reise zurückgekehrt, erhalte ich durch Dr. Rudolf Kassner, den ich seit vierzehn Tagen nicht gesehen hatte, die Nachricht von einer Affäre, die ich deswegen nicht ignorieren will, weil durch mein Schweigen Detlev v. Liliencron — um meine pri-

vaten Ansichten über ihn handelt es sich in dieser Klatschgeschichte — in der Vermutung bestärkt werden könnte, daß ich so über ihn und seine Arbeiten denke, wie man es ihm geklatscht hat. Es werde, so verständigt mich Dr. Kassner, kolportiert: ich habe meinen Beitrag zu einer in Wien von einem Herrn Donath herausgegebenen Huldigungsschrift mit einer für Liliencron sehr verletzenden Motivierung verweigert. Ich fühle einen ziemlichen Ekel bei dem Gedanken, daß ein privater Brief, den ich an Herrn Donath zu richten die überflüssige Freundlichkeit hatte, den Anlaß und das Material zu dieser Geschichte hergegeben hat. Dieser mir im übrigen unbekannt Herr Donath schrieb mir mehrmals im Laufe des Winters, einen Beitrag zu der von ihm herausgegebenen Festschrift erbittend. Mein sehr ausgesprochener Widerwille gegen derlei vom Zaun gebrochene Festlichkeiten, mein sehr ausgesprochener Ekel davor, mich mit zwei Dutzend Literaten, die ein beliebiger Faiseur zusammengetrommelt hat, sozusagen an einen Tisch zu setzen, mag mich veranlaßt haben, die erste und vielleicht auch die zweite dieser Zuschriften zu ignorieren. Einer weiteren Zuschrift ließ ich die Ehre einer motivierten Ablehnung widerfahren. An den Wortlaut dieses Briefes kann ich mich selbstverständlich nicht erinnern, sehr lebhaft aber an die degoutierte Stimmung, an den mich ganz ausfüllenden Wunsch, Ruhe davon zu haben. In dieser Laune mag ich etwas sehr Ungeduldiges gegen Liliencron hingeschrieben haben. Ich glaube, es gibt einige Wiener Literaten, die mich durch die Einladung, mich an *ihren* Huldigungen, an *ihren* für einen verehrten Gast veranstalteten Banketten zu beteiligen, dazu veranlassen könnten, zurückzuschreiben: Goethe, oder Shakespeare, kann mir gestohlen werden. Ich würde aber in diesem Fall immer meinen, es sei zu lesen, daß mir jemand anderer gestohlen werden könne. Sehr bedaure ich aber doch den Kopf, der hingeht und dem gefeierten Gast, dem geliebten Dichter zu seinem sechzigsten Geburtstag nichts anderes zu erzählen weiß, als: der X. X. hat uns einen Brief geschrieben, wenn ich Ihnen den Brief zeigen würde ... !

Nein, es ist nicht Liliencron, der mir gestohlen werden kann, es sind andere Leute.

Soll ich mich hinsetzen und sagen, daß ich Gedichte wie den »Maibaum«, wie »Kurz ist der Frühling«, wie das »Schlachtschiff Temeraire« und zehn, und zwanzig und hundert andere so wundervoll finde, so überaus wundervoll, daß ich wirklich die Worte, sie richtig zu verherrlichen, nicht in einem Atem hinsprechen möchte mit den trivialen und ungeduldigen Worten, die zu gebrauchen mich soeben eine häßliche Sache gezwungen hat?

Als ich diesen langen Brief zu schreiben mich anschickte, hatte ich nur das vor Augen, den Anschein, als hätte ich Liliencron auf so häßliche Weise verletzen wollen, aus der Welt zu schaffen. Nun, wo er geschrieben ist, erscheint es mir unmöglich, daß Liliencron bei dem unmeßbaren Abstand, der zwischen Menschen seines und meines Niveaus einerseits und solchen Herren andererseits besteht, auch nur einen Augenblick solchen Klatsch haben glauben können. Ich glaube nicht, daß Gutsherren, ob ihre Jagdgründe nun aneinanderstoßen oder weit auseinanderliegen, durch den Klatsch von Bedienten verhetzt werden können.

Finden Sie aber Gelegenheit, in einem Brief an Liliencron diese Angelegenheit zu erwähnen, so bitte, grüßen Sie ihn von mir aufs freundlichste.

Ihr aufrichtig ergebener

*Hofmannsthal.*

P. S. Ich habe oben jenen Herrn Donath als mir unbekannt bezeichnet. Nun macht mich Dr. Kassner aufmerksam, daß er zufällig Zeuge war, wie sich der genannte Herr mir gelegentlich einer Vorlesung in einem öffentlichen Lokal vorstellte. So muß ich also das obige Adjektiv zurücknehmen. Es gibt bis jetzt keine Form, wie man sich, ohne die äußerste Brutalität, jenes einseitigen Wunsches, Bekanntschaft zu schließen, erwehren könnte.

\*

Der grobe Unfug, den ein Sänger Zions zu Detlev von Liliencron's sechzigstem Geburtstag getrieben hat, ist hier schon einmal flüchtig berührt worden. Die »Festschrift«, die Herr Donath herausgab, um den Gefeierten mit »lieber Freund« anreden zu können — ich sagte: donat amicitiam, non accipit — hat in der Tagespresse freundlichere Beurteilung gefunden. Herr Donath, »selbst Dichter«, durfte widerspruchslos als die Persönlichkeit auftreten, die berufen ist, die österreichische Literatur am Ehrentage eines großen deutschen Dichters zu vertreten. Man wird einwenden, daß es nicht auf die gleichgültige Person des Anregers der Huldigung, sondern auf diese selbst und ihre Teilnehmer ankam. Der Einwand taugt nicht. Soll eine derartige Demonstration überhaupt einen Sinn haben, so mußte sie von den würdigsten Repräsentanten der österreichischen Literatur ausgehen. Es ist gar nicht einzusehen, warum die Saar, Rosegger, Ebner—Eschenbach, deren gesamte Lebensleistung — bei allem Respekt sei's ausgesprochen — doch kaum das Bändchen »Adjutantenritte« aufwiegt, es unter ihrer Würde finden sollten, zur Huldigung für einen Liliencron aufzurufen. Reicht ihre Schätzung des für mein Gefühl stärksten lyrischen Naturells, das seit Goethe und Lenau das deutsche Volk beglückt hat, zu solchem Aufruf nicht aus, so dünkt's mich immer noch würdiger, zu schweigen als mit längst gedruckten Beiträgen sich den Nachtredakteuren, Konzipienten und Witzblattpoeten, aus denen sich Donath's Reigen zusammensetzt, anzuschließen. Denn diese Liste »österreichischer Dichter«, in der der Veranstalter keinen Journalisten, der ihm nützen könnte, vergessen hat, ist einfach ein Skandal. In der berühmten Anrede beruhigt er Liliencron wenigstens darüber, daß sie alle »in Österreich geboren« sind. Das mag ja auch für die Strauß und Trebitsch und andere literarische Kaifirmen <sup>1</sup> meinetwegen zutreffen. Ist es aber allein schon ein Grund, in einem Sammelwerk österreichischer Kunst vertreten zu sein? »Ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich später der Literatur«, lautet eine typische Biographenwendung. Ach, es sind ihrer so viele vertreten, die ursprünglich dem Kaufmannsstand, und so wenige, die von allem Anfang an dem Dichterberufe bestimmt waren! Aber für so arm habe selbst ich die österreichische Literatur nicht gehalten, wie sie sich in diesem Almanach gibt; ich tausche seinen ganzen Poesiegehalt von 257 Seiten für eine Zeile Liliencron. Wenn man nicht das dankbare Gemüt dieses Herrn Donath schätzen lernte, der auf der Titelseite in der Auslese der berühmtesten Dichter seinen König und Feuilletonredakteur Theodor Herzl anführt, man müßte ihn rein für den böartigsten Verkleinerer der vaterländischen Produktion halten. Sicherlich hat ihn aber keine schlimmere Absicht geleitet als die, sich vor der literarischen Welt Arm in Arm mit dem holsteinischen Baron zu zeigen, der zwei

1 Franz—Josephs—Kai (?)

Kriege mitgemacht hat und wohl auch das noch ertragen wird. Die Huldigung hatte ihren Zweck erreicht, als die Zeitungen melden konnten, der »langjährige Freund des Dichters« — Herr Donath ist natürlich nicht einmal langjährig — habe die Festschrift dem in Wien weilenden Jubilar persönlich überreicht. ... Ich bin — für künftige Fälle sei's der österreichischen Literatur ans Herz gelegt — ernstlich der Meinung, daß bei der Veranstaltung derartiger Kundgebungen viel mehr auf die Person des Anregers als auf die des Gefeierten zu achten ist, da doch jenem selbst die eigene Person wichtiger zu sein pflegt. Nicht alle, die für Liliencron sind, müssen deshalb auch für Donath sein, und es ist töricht, die zu tadeln, welche beide Sympathien nicht zu vereinen imstande sind und darum die stille Verehrung eines Dichters der Mitwirkung an einer geräuschvollen Reklame für seinen langjährigen Freund vorziehen. Einer dieser Geschmackvollen war Hugo v. Hofmannsthal. Daß sein guter Künstlernamen in dem Gedränge von lyrischen Dilettanten und Lokalhumoristen nicht zu finden ist, fiel allgemein auf. Nicht daran, daß die Saar, Rosegger, die Ebner—Eschenbach und Marriot, Altenberg, David und Schnitzler den Unfug unterstützt hatten, nahm man Anstoß, sondern an Hofmannsthal's Zurückhaltung. Und der literarische Klatsch gab ihr sogleich eine Deutung, die den Verehrern Liliencron's umso schmerzhafter sein mußte, wenn sie zugleich Schätzer des österreichischen Künstlers sind. Ich selbst bin in dieser Lage und brachte darum gern die Verwahrung Hugo v. Hofmannsthal's, der für das richtige Gefühl, daß es sich um eine Donath—Feier handle, bloß einen mißverständlichen Ausdruck gefunden hatte, zur Kenntnis der literarischen Leser.

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Von der Nordbahn]

*Nordbahnbeamter.* Ich erfülle Ihren Wunsch durch Abdruck Ihres Briefes:

»Der Kampf, den die 'Arbeiter—Zeitung' seit einiger Zeit gegen das System Kuttig führt, dürfte Ihnen ebensowenig entgangen sein wie der famose Erlaß des Hofrats Jeitteles. Über den Wert des Erlasses werden Sie sich selbst ein Urteil bilden; ich gestatte mir jedoch Ihre Aufmerksamkeit auf die folgende Tatsache zu lenken: im August 1903 brachte die 'Arbeiter—Zeitung' unter dem Titel: 'Verkehrsunsicherheit auf der Nordbahn' einige Artikel, die zu reproduzieren die 'ZEIT' keinen Anstand genommen hat. Ja, die 'Zeit' schwang sich sogar — am 6. September 1903 — zu einem Artikel auf, der die korrupten Verhältnisse bei der Nordbahn streifte und auf die vom Betriebsdirektor Kattig betriebene Protektion mit Restaurationen und Brauhäusern ziemlich deutlich hinwies. Es muß doch auffallen, daß die 'Zeit' jetzt, wo die Anklagen der 'Arbeiter—Zeitung' mit einer solchen Fülle von Material und Tatsachen belegt sind, im Gegensatz zum Vorjahre das Interesse für diese Sache ganz verloren hat. Wo mag da die Ursache liegen? ... Würden Sie nicht die Geneigtheit haben, auf die Eigentümlichkeit dieser Erscheinung in irgendeiner Form einzugehen? ich glaube, daß es dafür stände und daß Sie vielen Kollegen die



Augen öffnen würden, welche 'Die Zeit' durch ihre damals zur Schau getragene Beamtenfreundlichkeit als Abonnenten gekapert hat.«

[Mauldeutsches]

*Musiker.* Ein mauldeutsches Provinzblatt bringt den folgenden Nachruf für Anton Dvorak:

»In Prag ist am 1. d. M. nach kurzer Krankheit Anton Dworschak, der Komponist tschechischer Opern, Symphonien und Kammermusikwerke gestorben. Dworschak, der in Mühlhausen bei Kralup in Böhmen geboren war, stand im 63. Lebensjahre. Bei den Tschechen galt er als musikalische Größe, ebenso wie dort Vrchlicky als dichterische Größe gilt, und wurde deshalb gleichzeitig mit letzterem vor zwei Jahren ins Herrenhaus berufen.«

Punktum und Streusand. Ich stelle mir die bekannte »Lage der Deutschen in Österreich« so vor, daß sie dazu einladet, ihren hervorragendsten »Schriftleitern« fünfundzwanzig aufzumessen.

[Die »Weber« in Wien]

*Habitué.* Was ich für schmachvoller halte: daß die »Weber« so lange verboten waren, oder ihre endliche Freigabe mit Streichung der Worte »Fabrikant« und »Gendarm«? in zwei Sätzen nämlich, die nunmehr etwa lauten: »So a richtiger, der wird mit zwee—dreihundert Webern fertig« und »So einer hat a schweres Leben: amol muß er an verhungerten Bettelungen in's Loch stecka, dann muß er wieder ... « Was ich also für schmachvoller halte? Das Verbot war eine Dummheit, die Streichung ist auch eine Frechheit. So a richtiger Zensor, der wird mit dem schönsten Kunstwerk fertig; amol muß er den Staat schützen, dann muß er wieder beweisen, daß er auf der Welt ist ... Was sich nur das Menschenskind in der Statthalterei denken mag? Daß es verstehe, daß Hauptmann nicht die Fabrikanten und die Gendarmen treffen, sondern bloß die Stimmung seiner Webersleute charakterisieren will, kann man ja nicht verlangen; aber daß es sich von der Verstümmelung zweier Sätze wirklich einen Erfolg verspricht, ist zu töricht. Nicht gegen Verbote, sondern gegen das dreiste Hineinpatzen in Dichtersätze sollte man immer wieder protestieren. Hauptmann, in dessen Weberdialogen jedes Wort an seinem Platze ist, steht als Idiot da, wenn er auf den Fabrikanten und den Gendarmen, die beide auf der Szene anwesend sind, mit »So a richtiger« und »so einer« hinweisen läßt. Nichts ist typischer für den Amtswahn als dieses scheinbar geringfügige Detail: ohne die feinsinnige Verfügung wäre das Kraut nicht fett geworden. Der Graf Kielmansegg sollte doch wirklich lieber auf sein Fahrrad achtgeben als sich um die Literatur kümmern! ... Auf dem geistigen Niveau eines Zensors steht etwa auch die kritische Äußerung des 'Deutschen Volksblatts'. An Herrn Schwer's Produktion gemessen weist Hauptmann's Drama »grobe technische Mängel« auf. Sehr klug ist der — von nur ein wenig stilistisch gereinigte — Satz: »In Berlin fand das Drama mit seiner starken sozialdemokratischen Färbung einen günstigern Boden als in Wien, wo die Massen anderen politischen Schlagworten folgen«. Gewiß, für Wien hätte Hauptmann christlich—sozial dichten müssen. Aber der kundige Thebaner weiß nicht, daß die Berliner Sozialdemokraten von allem Anfang an den »Webern« als einer dem Parteigedanken fernen, rein künstlerischen Zustandsschilderung recht unfreundlich gegenübergestanden sind. Das 'Vaterland' ist noch dümmer; es »begreift die Zensurschwierigkeiten«, aber »nicht etwa des eigentlichen Inhaltes wegen, sondern aus Gründen des guten Geschmacks«. Herr »Wgr.«, der ein paar Tage später Wilbrandt's »Timandra« »ein Werk von hoher Schönheit, edel und MASSVOLL DEM GEDANKENINHALTE wie der Form nach« nennt, sollte

doch endlich seinen Namen voll zeichnen, damit man sich ihn ein— für allemal merken kann. — Herr Salten in der 'Zeit' klagt, die Zensur habe den »Webern« »die frische Schlagkraft durch langjährige Haft vernichtet«. »Was sind uns heute die 'Weber'? ... Künstlerisch bringt uns dies Schauspiel keine neue Botschaft mehr«. Nach ein paar Zeilen: »Was den Herrschaften aber nicht gelungen ist, das ist die Zerstörung der dichterischen Schönheit des Werkes. Heute, da der Tageslärm und das Geschrei der Parteien, wovon dieses Stück umtost war, längst schon verstummt ist, heben die poetischen Stimmen aus diesem Werk lauter zu reden an. Die reinen, menschlichen Akzente werden vernehmlicher, und eine bessere Wirkung stellt sich ein als die agitatorische: wir gewahren ein unsterbliches Meisterwerk.« Nun also — dann wäre doch die Zensur zu loben? UND KÜNSTLERISCH bringen uns die »Weber« also doch eine Botschaft, die sich hören läßt? — Über die Regie des Herrn Brahm wäre nur noch etwas Schlimmes und etwas Gutes zu sagen. Auf den letzten Akt schien sie es abgesehen zu haben. Allabendlich wurde das Mielchen — vermutlich ein Carltheaterkind —, das im Tone eines tragischen Girardi sein »Ach! Ach!« auf sagte, ausgelacht. Dafür aber wurde der Sieg des Weberaufstands mit feiner Symbolik dadurch angedeutet, daß der viel genannte Gendarm im letzten Akt ein Weber geworden war ...

[Der Hoftheaterbetrug]

*Hofbeamter.* Kürzlich wurde im Hofoperntheater die zweite Vorstellung des »Falstaff« von Verdi abgesagt. Dafür gab's das Ballett »Der faule Hans« und »Cavalleria rusticana«. Das Geld für die gelösten Karten wurde natürlich nicht zurückerstattet. — Soll noch einmal wiederholt werden, was hier so oft gegen diese äußerste Schamlosigkeit gesagt worden ist? Einem Publikum, das bei solcher Gelegenheit weder die Zivilgerichte anruft noch die Kasse demoliert, geschieht ganz recht. Der Kaiser hat natürlich keine Ahnung von der kaufmännischen Unmoral, mit der seine Angestellten in seinen Häusern schalten. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß es uns zwar nichts angeht, aus welchen Gründen »Rose Bernd« vom Repertoire des Burgtheaters abgesetzt wird, daß wir aber ein Recht auf Empörung hätten, wenn wir gezwungen wären, statt der »Rose Bernd« den »Bibliothekar« zu besuchen! Der systematische Betrug an armen Theaterbesuchern, die, wenn sie für Shakespeare und Richard Wagner gespart haben, nicht ihr Geld zurückbekommen, sondern Davis und Brüll genießen müssen, wäre immer wieder in Leitartikeln und ausländischen Korrespondenzen anzuprangern. Dann würde sich vielleicht doch die Hoftheaterbehörde zu jener Moral bequemen, die den privaten Geschäftstheatern selbstverständliche Pflicht ist. Ich lauere auf die Gelegenheit, daß mir das Malheur passiert. Dann werde ich, da für die Erstreitung einer so geringen Schadenssumme, wie sie ein Theaterbillett darstellt, bloß das Bagatellgericht kompetent wäre, ein Dutzend Theaterbesucher auffordern, ihre Ansprüche an die Intendanz nur zu zedieren, und den Skandal bis zum obersten Gerichtshof verfolgen.

[Die »Fledermaus«]

*Impresario.* Unter dem Titel »Die wandernde Fledermaus« schrieb die 'Newyorker Staatszeitung' am 16. April, Frau Strauß, die in Wien lebende Witwe des Walzerkönigs, wisse

»neben den reizenden Tönen das Gold in den Werken ihres verstorbenen Gatten klingen zu machen. Diesem Klang galt ihre Fahrt vor zwei Jahren nach Paris, wo Strauß' Meisterwerk 'Die Fledermaus' noch völlig unbekannt ist. Das kam daher, daß das Textbuch zu dieser Operette dem Halevy'schen 'Reveillon' unbefugt entlehnt ist und Halevy stets Protest gegen die Aufführung

der Operette mit dem entlehnten Libretto einlegte. Nun hat sich aber Johann Strauß' Witwe deshalb mit Halevy versöhnt, und schon im April werden die Pariser 'Die Fledermaus' im Théâtre Varieté zu hören bekommen. Aber nicht genug damit, Frau Strauß will die frisch französierete Operette mit dem fremdländischen Text nach Wien bringen und sie auch dort im Kostüm des zweiten Kaiserreichs französisch singen lassen. Das wäre doch wirklich nicht nötig; die Melodien Johann Strauß' sind ja in allen Sprachen unvergänglich — besonders wenn die Reklametöne nicht störend hineinschmettern.«

Eine Preisfrage: Hätte die 'Neue Freie Presse' die Pariser Premiere der »Fledermaus« in spaltenlangen Depeschen gewürdigt, wenn Johann Strauß NICHT der Schwager Josef Simon's wäre?

[Ein Epikuräer]

*Epikuräer.* Eine Gerichtssaalmeldung besagt:

»Herr Staatsanwaltssubstitut Dr. v. Morawitz, dessen mit einem dreimonatlichen Urlaub verbundene Amerikareise das Publikum beschäftigt hat, wird in den nächsten Tagen nach Wien zurückkehren, obwohl sein Urlaub noch nicht abgelaufen ist. Es heißt, daß Dr. v. Morawitz, nach seinem Scheiden aus dem Staatsdienste, von dem noch nicht bestimmt ist, ob es in Form einer Pensionierung geschehen wird, SICH IN EIN KLOSTER ZURÜCKZIEHEN WILL.«

So ein Schlankel!

[Sprachverpestung]

*Stilist.* Wohin käme man, wenn man das Kapitel »Sprachverpestung durch die Presse« konsequent behandeln wollte! Oft muß man sich krasse Fälle entgehen lassen, weil man das Gefühl hat, daß es auf demselben Zeitungsblatt noch krassere geben könnte. Wer aber würde es nicht müde, den Journalisten die Läuse zu suchen? ... Im Kampf gegen die Syntax, mit dem die 'Neue Freie Presse' den russisch—japanischen Krieg begleitet, hat sie neulich die folgende Trophäe erbeutet:

»Eine Räumung wäre dann wohl kaum möglich, da die Festung, wenn sie DIES auch heute, wie die Herstellung des Eisenbahnverkehrs beweist, NICHT IST, doch in absehbarer Zeit auf der Landseite von den Japanern vollkommen EINGESCHLOSSEN SEIN WIRD.«

[Das Bärenhäuterpack]

*Germane.* Ein Zeitungsausschnittbüro vermittelt nur eine Lebensäußerung deutschvölkischer Albernheit, die durch einen Artikel der 'Fackel' ange-regt wurde. Die 'Unverfälschten Deutschen Worte' — etwas gibt's noch immer — schreiben:

»Die 'Fackel' vom 9. März enthielt einen Aufsatz von Herrn Karl Bleibtreu über den JUDEN WEININGER, der mit den Worten schließt: '— dann wird man gewiß dieses jugendlichen Märtyrers gedenken, der ähnlich wie sein — auch von ihm verkannter und verlästerter — Stammesgenosse Heine ein besserer Deutscher war, als das biersaufende, tarockspielende Bärenhäuterpack der Heilo—Schreier!' VIELLEICHT WAR HEINE GAR NOCH EIN BESSERER DEUTSCHER ALS DIESER BLEIBTREU.« —

So freue ich mich denn, daß der gesunde Fußtritt Bleibtreu's, den sie lange genug für einen der Ihren hielten, seine Wirkung getan hat. Ich weiß nicht, ob Heine ein besserer Deutscher war als Karl Bleibtreu; jedenfalls hat er ein besseres Deutsch geschrieben als Karl Iro.

[Ein Komet]

*Astronom.* Ein »Freund der 'Neuen Freien Presse' — es muß auch solche Käuze geben — hat eine wesentliche Modifizierung der astronomischen Begriffe vorgenommen. Er schreibt ihr (siehe Abendblatt vom 11. Mai), er habe »Sonntag abends 7 Uhr 32 Minuten einen Kometen in Gestalt einer grünen KUGEL am ÖSTLICHEN Himmel erblickt«. Auch andere Besucher des Restaurants Tonello wollen diesen eigenartigen Kometen gesehen haben. Sicher hatte er vor der 'Neuen Freien Presse' den Schweif eingezogen.

[Der Tod beim Schachspiel]

*Spieler.* Was man dazu sagen soll, daß die 'Wiener Mittagszeitung' neuerlich den Bericht über den während einer Schachpartie plötzlich erfolgten Tod eines Mannes unter der witzigen Aufschrift »Schach und — matt« brachte? Drei Erdschollen in das Grab, eine in das Gesicht des Berichterstatters!

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**